

Aus meinem Leben

Autor(en): **Thürer, Paul**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens**

Band (Jahr): **3 (1961)**

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-555787>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Aus meinem Leben

VON PFARRER PAUL THÜRER, MOLLIS

I. Jugendjahre in Chur, 1879–1893

Nach seiner Verheiratung wohnte mein Vater ein Jahr lang bei seinem Schwiegervater Johannes Meng-Engi auf Valtana. Er erkannte aber bald, daß er es hier nicht weit bringen würde, und er gab daher seinem Freunde und Geschwisterkind seiner Frau, Peter Florian Meng auf dem Hof Plankis bei Chur, den Auftrag, sich für ihn nach einem Bauerngut in der Nähe von Chur umzusehen. Dieser meldete ihm bald darauf, daß die Gaisweid in der Nähe von Plankis käuflich sei. Das Gut wäre billig, allerdings in sehr schlechtem Zustande. Ein junger, tüchtiger Mann könnte aber etwas aus ihm machen. Mein Vater kaufte das Gut und zog am 8. Februar 1879 mit seiner Familie auf die Gaisweid. Die Schwester meines Vaters, Betti Thüerer, trug mich kleinen Burschen mitten im Winter auf ihren starken Armen drei Stunden weit von Valtana bis auf die Gaisweid. Denn einen Kinderwagen besaßen meine Eltern nicht und haben einen solchen überhaupt nie besessen. Man legte die Kinder zum Schlafen in die Wiege oder trug sie im Sommer in einer Zeine aufs Feld oder machte im Baumgarten aus einem Heutuch für sie eine Hängematte, der man einen Stoß gab, wenn sie zu schreien anfangen. Oft habe ich so als kleiner Knabe meine Schwester geschaukelt, wenn sie in der Matte oder in der Wiege lag.

Als wir auf die Gaisweid kamen, wohnte dort in der oberen Stube bei der früheren Besitzerin, Frau Nold, Jungfer Risch, eine Schwester von Oberst Matthäus Risch von Chur. Sie war geisteskrank und machte meinen Eltern viel Mühe. Meine Mutter erzählte mir, daß sie mich eines Tages aus der Wiege in der Stube wegnahm und in die Küche hinaus trug,

wo sie eben am Brotbacken war. Sie wollte mich in den Backofen werfen, weil sie behauptete, man müsse mich verbrennen. Nur mit Mühe konnte die Mutter sie an diesem grauisigen Vorhaben verhindern. Ich selbst habe natürlich gar keine Erinnerung an dieses Ereignis.

Noch ehe wir schulpflichtig waren, mußten wir Brüder im Bauernbetrieb mithelfen. Zuerst stellte man uns zum Viehhüten im Herbst an, wenn das Vieh aus der Alp kam. Es wurde erst auf die Weide getrieben, wenn der Frost verschwunden war. Wir besaßen schöne Wiesen auf dem Roßboden hinter der alten Kaserne, die wir später der Eidgenossenschaft zur Erweiterung des Waffenplatzes abtreten mußten. Wenn wir auf dem Roßboden hüteten, nahmen wir das Essen: Roggenbrot, Fleisch, Speck oder Würste, mit, dazu Milch oder Most, alles in einem Kratten verpackt. Mit dem Essen warteten wir, bis die Kühe sich gelagert hatten. Eine Uhr hatten wir nicht. Wir schauten auf den Stand der Sonne am Himmel oder frugen einen Wanderer, der zufällig vorüberging, wie spät es sei. Wenn es regnete, hängten wir einen Kartoffelsack um die Schultern. Vom alten Wetterhut floß der Regen in kleinen Bächlein auf die Hände herunter, welche den Hirtenstecken umklammerten. Schutzlos waren wir dem Regen und den kalten Winden preisgegeben, die vom Bündner Oberland her über uns hereinstürmten. An solchen Tagen kehrten wir frierend und ganz durchnäßt am Abend nach Hause zurück.

Am Sonntagvormittag nahm ich zum Hüten das Kirchengesangbuch mit und lernte die Lieder auswendig, die wir dann in der Kinderlehre am Nachmittag bei Dekan Leonhard Herold in der Regulakirche aufsagen mußten. Ich weiß noch genau den Ort, wo ich mein

Lieblingslied Nr. 194 im Gesangbuch: «Ich will dich lieben, meine Stärke» auswendig lernte.

Im Stalle gab es am Abend und Morgen viel Arbeit. Man mußte das Vieh striegeln und bürsten. Der Staub, der davonflog, biß heftig in den Augen. Eine schwierige Arbeit war manchmal auch das Säugen der störrischen Kälber. Mehr Freude machte mir das Melken, das ich schon im Alter von 12 Jahren erlernte. Ich war ordentlich stolz, wenn die Milch im Holzeimer schäumte. Um 5 Uhr waren wir aufgestanden, und um 7 Uhr rief uns die Mutter zum Morgenessen, meist eine gute Kartoffelrösti oder eine währschafte Polenta. Nach dem Morgenessen griffen wir zur Sense, mähten den Klee als Grünfutter auf den Abend, spannten den Ochsen ins Joch und an den Wagen und führten den Klee auf das Tenn. Dort wurde er mit Heu vermischt, damit die Kühe nicht gebläht würden. Geschah dies – was sehr selten vorkam – doch einmal, dann stach der Vater mit einem Trokar an einer bestimmten Stelle in den Leib des Tieres. Es entwich dann daraus zischend eine stinkende Luft, und das Tier war gerettet. Als wir einmal eine schöne Kuh zur Schlachtbank führen mußten, standen wir alle unter der Stalltüre und weinten.

Im Frühling, sobald die Valparghèrarüfe Wasser führte, half ich dem Vater beim Bewässern des Baumgartens. Das Wasser wurde zuoberst in den Lösern gefaßt und in einem tiefen Graben hinuntergeleitet und ob dem Baumgarten in kleinere Gräben verteilt. Waren sie verstopft, so öffnete man sie mit der Wasserbarte. Die Wiesen auf dem Roßboden konnten wir aus dem städtischen Mühlbach wässern. Die Bewässerung dauerte etwa zwei Wochen. Die Zeit, wann jeder Wiesenbesitzer daran kam, bestimmte der Rodmeister.

Die Milch, etwa 80–100 Liter jeden Tag, brachten wir Brüder, wenn wir nicht Schule hatten, früh am Morgen auf einem zweirädrigen Wagen in zwei großen Blechtauen zur Stadt. Unsere Kundschaft war in der ganzen Stadt über alle Quartiere von der Kaserne bis zum Untern Tor zerstreut. Mühsam schleppten wir den schweren Milchwagen bei der Gerberei

der Brüder Buchli zum «Hintern Bach» hinauf, wobei uns die Gerber manchmal zu Hilfe kamen. Allein wären wir kaum über den Stutz hinauf gelangt. Der Hintere Bach war das kälteste und ungesündeste Quartier der Stadt, wo im Winter wochenlang keine Sonne schien. Hier wohnten nur ganz arme Leute, die alle unsere Kunden waren, und dennoch mußten wir, trotz ihrer Armut, selten an ihnen etwas verlieren. Zwei Kunden sind mir hier besonders in Erinnerung geblieben. Da war die Genoveva Giriet, eine wunderbare Frau, die ich nie vergesse. Sie lag 30 Jahre völlig gelähmt im Bette, besorgte von hier aus den Haushalt ihres Tochtermannes, Braun, dessen Frau gestorben war, und leitete sorgfältig die Erziehung der mutterlosen Kinder. Ich brachte ihr die Milch in das stets saubere Stübchen, vor dessen Fenstern Geranien blühten. Wenn ich mich dann eine Weile zu ihr ans Bett setzte, klagte sie nie über ihr Los, sondern sagte immer, es gehe ihr gut. Ich habe von dieser wahrhaft frommen Frau mehr Glauben und Gottvertrauen gelernt und von ihr mehr empfangen als von manchem gelehrten Professor der Theologie, zu dessen Füßen ich später gesessen bin. Die Nachricht vom Tode dieser tapferen Jüngerin Christi erhielt ich im Dezember 1903 in Florenz, und ich habe ihren Hinschied damals tief bedauert.

Ich machte auch Bekanntschaft mit einem alten Schriftsetzer, der zu Hause arbeitete. Ich schaute ihm zu, wie er aus einem flachen Setzkasten mit zahllosen Abteilungen bleierne Buchstaben herausnahm und mit flinker Hand daraus Worte und Sätze zusammenstellte. Das schien mir eine feine Kunst zu sein, die ich nicht genug bewundern konnte.

Vom Hintern Bach fuhr ich im Schuß hinunter zur Plessur und über das Metzgerbrücklein und den St. Martinsplatz in die Reichsgasse, wo ich vor dem mächtigen Rathaus Halt machte. Hier wohnte zuoberst unter dem Dach der Ratsweibel Hans Allemann, dem ich in der Küche die Milch in den bereitgestellten Krug leeren mußte. Bisweilen stand ich in der großen Halle des Rathauses still und beschaute mir, den Milchkessel in der Hand, die Ölbilder

der Bürgermeister und die Wappen der alten Bürgergeschlechter, die hier an den Wänden hingen. Die Bedeutung der Wappen kannte ich nicht. Aber nach meiner Meinung gehörte jeder, der ein Wappen führte, zum Adel und stand höher als andere Bürger.

Aber ich mußte mich beeilen, wenn ich mittags wieder zu Hause sein sollte. Fast am Ende der Reichsgasse steht das alte Ritterhaus Planaterra. Auch da mußte ich die steinernen Treppen bis fast unter das Dach hinauf steigen. Von den Bewohnern bekam ich selten jemand zu Gesicht. Etwas unterhalb des sehr alten Gasthauses «Drei Könige» biegt eine enge Gasse nach links ab. Hier steht ganz vorne links heute noch das düstere Haus des Churer Scharfrichters. Im Herzen erschauernd, trug ich auch hier die Milch in die kleine Küche hinauf. Der letzte Scharfrichter war schon lange gestorben. Aber ich stellte mir dennoch vor, daß ich ihn auf der steinernen Treppe begegne, wenn er im roten Mantel und mit dem blitzblanken Schwert zu einer Hinrichtung im Kalkofen an der Reichsstraße weit draußen vor der Stadt ginge, während im Turm von St. Martin die Armsünderglocke läutete. Ich vergaß den Scharfrichter, wenn wir nach getaner Stallarbeit in den warmen Gießen des Rheines neben der alten gedeckten Holzbrücke zusammen mit den Buben von Felsberg noch ein Bad nehmen konnten. Heute sind die alte Brücke und die Gießen verschwunden.

Im Herbst hatte man alle Hände voll Arbeit, bis das Emd, die Kartoffeln, der Mais, die Runkelrüben und das Obst unter Dach waren. Wir hatten besonders schöne, große Rambourreinetten-Äpfel, die unser Obsthändler an den bayrischen Königshof lieferte. Äpfel und Birnen wurden auch gemostet, und der Rückstand – der Trester – wurde nach der Gärung zu Schnaps gebrannt. Schwarzen Kaffee und Schnaps wie in der Innerschweiz gab es bei uns nie, dagegen Kaffee mit viel Milch, wie überhaupt die Milch im Haushalt nicht gespart wurde. In der zweiten Hälfte Oktober setzte die Maisernte ein. Der Türken, wie wir den Mais nannten, wurde in der Stube «ausgemäntelt», das heißt man entfernte von den Kolben

die dünnen Blätter bis auf zwei oder drei Stück. Dann wurden je vier Kolben zusammengebunden und diese dann auf dem Estrich an Latzen zum Trocknen im Zugwind aufgehängt. Das Ausmänteln war eine Art Fest. Alle Nachbarn kamen zusammen und halfen mit. Bei munteren Gesprächen verging die Zeit nur zu rasch. Um Mitternacht brachte die Mutter einen guten Kaffee oder ein Glas Wein. Im Winter entkörnten wir die Kolben von Hand an einem mit Eisenband beschlagenen Stabe. Das Türkenlaub wurde der Länge nach in schmale Streifen geschlitzt und diese in die Bettsäcke gestopft, auf denen man herrlich schlief.

Mittlerweile kam der Winter. Mit großem Jubel begrüßten wir die ersten Schneeflocken und zogen die Schlitten hervor. Dann sausten wir vom Waldrand zuoberst in den Lösern über den hartgefrorenen Schnee bis zur Emserstraße hinunter. Die Skis waren in meiner Jugend noch unbekannt. Die ersten Skifahrer habe ich um die Jahrhundertwende beim Obertor auf der Plessurbrücke gesehen. Bei guter Schlittbahn stiegen wir nach Maladers oder Malix hinauf, und es gab dann eine herrliche Wettfahrt in die Stadt hinunter.

Im Dezember kam der Andreas-Jahrmarkt, zu dem die Bauern aus fast dem ganzen Kanton nach Chur strömten. Alle rückten mit Schlitten und dem lustigen Glockengeschell der Pferde an. Die Gasthäuser waren überfüllt. Beide Straßen vom Obertor der Plessur entlang bis zum Metzgerbrückli, die Grabenstraße bis zum Postplatz hinunter, der Kornplatz und der Martinsplatz waren mit Marktständen dicht besetzt. Krämer aus der ganzen Schweiz hielten alle erdenklichen Waren feil. Am meisten Zulauf hatte der «Billige Jakob» bei der Plessur, der seine Ware mit lautem Geschrei und lustigen Sprüchen anpries. Uns Buben lockte am meisten der kleine, dicke Tessiner Marronibrater Toni, der auf dem Martinsplatz uns für einen Zehner einen Becher voll der heißen, duftenden Früchte reichte. Hier am Eingang der Reichsgasse hielten die Frauen aus den Fünf Dörfern und der Herrschaft Dörrobst aller Art und Nüsse in großen Körben feil.

Auch die Schwester unseres Vaters, Bäsli Betti, stellte sich mit ihren dünnen Kirschen, Apfelstückli und Birnenschnitzen ein. Wir versäumten dann nicht, sie zu grüßen; denn wir bekamen von ihr einen Zwanziger, den wir so gleich in Marroni, Schokolade oder Orangen umsetzten; denn für solche Kostbarkeiten erhielten wir daheim nur selten einige Rappen.

Das gleiche bunte Bild bot sich am Markt. Hier übte das Karussell oder die «Ritschuel» die größte Anziehungskraft auf die Jugend aus. Ihre Orgeltöne hörte man schon von weitem. Für einen Fünfer durften wir Buben ein Holzpferd besteigen und ritten dann stolz wie Fürsten einige Male im Kreise herum. Die Mädchen saßen in vergoldeten Kutschen und fühlten sich wie Märchenprinzessinnen.

Nach der Alpentladung im Herbst wurden in Chur große Viehmärkte abgehalten. Marktplatz war die Straße am linken Ufer der Plessur von der Obertorbrücke bis zum Metzgerbrückli hinter dem Schlachthaus. Es erschienen viele Händler aus der unteren Schweiz, aus Bayern und Italien. Oft waren die Bauern gezwungen, ihr Vieh um jeden Preis zu verkaufen, weil sie zu wenig Winterung hatten. Sie mußten auch Geld haben, um die während des Jahres aufgelaufenen Schulden für Mehl, Reis, Kaffee und Spezereien in den Läden zu bezahlen. Der Erlös für das Vieh war fast das einzige Geld, das ins Haus kam. Darum hieß es sparen, wo man nur konnte.

Nach den Viehmärkten folgten auf der beschönigten Quader an der mit hohen Pappeln umsäumten Straße nach Masans die kantonalen Viehschauen. Dort wurden die schönsten Kühe und Rinder prämiert und, mit künstlichen Kränzen geschmückt, wieder heimgeführt. Welche Freude daheim, wenn ein Rind in die erste Klasse und der Name des stolzen Besitzers in die Zeitung kam! Unser Vater beteiligte sich in jüngeren Jahren nicht an diesem kostspieligen Wettbewerb. Die Aufzucht schöner Tiere war eine unsichere Sache. Er wollte vor allem gute Milchkühe haben, die Nutzen abwarfen. Erst als mein Bruder aus der landwirtschaftlichen Schule am Plantahof heimkehrte und im Jahre 1904 auf der Gais-

weid ein neuer, großer Stall gebaut wurde, da meinte er doch, es müßten auch einige schöne Kühe darin stehen. Man kaufte damals für 300 bis 400 Franken die beste Milchkuh. Als einmal der Vater vom Markte eine Kuh heimbrachte, für die er 600 Franken bezahlt hatte, entsetzte sich die Mutter über diesen Preis.

Noch größer als die Churer Märkte waren die Herbstmärkte in Thusis, wo bis zu 3000 Stück Vieh aufgeführt wurden. Bayrische Händler kauften ganze Herden zusammen. Ich bin ihnen oft begegnet, wenn sie diese auf der Straße zum Verlad nach Chur trieben. Nach der Eröffnung der Bahn nach Thusis im Jahre 1896 hörte dies auf, und der ganze Verkehr auf der Emserstraße ging stark zurück.

Im Winter erschien bei uns öfters die alte Gemüsefrau Menga Wetzel von Felsberg, um sich in der Stube zu wärmen. Meine Mutter übergab ihr oft Gemüse, das sie für uns in der Stadt verkaufte. Wir Buben baten sie, daß sie uns eine Geschichte erzähle. Sie wußte die gruseligsten Hexen- und Räubergeschichten, so daß wir uns nachher kaum vor das Haus hinaus wagten.

Ebenso kam im Winter regelmäßig etwa für eine Woche die Schneiderin auf die Stör in unsere Stube. Sie brachte keine Modejournale mit, wenn sie der Mutter einen neuen Rock oder uns Buben gestreifte Baumwollkittel und -hosen machen mußte. In einer anderen Ecke der Stube ließ sich der Schuhmacher nieder. Das Leder zu den Schuhen schnitt er aus der Haut der Schlachtkuh, die wir bei den Brüdern Buchli am Lindenquai hatten gerben lassen. Wir schauten ihm zu, wenn er das Sohlleder klopfte oder die Kappennägel vorn in die Schuhe einschlug. Elegant brauchten weder die Kleider noch die Schuhe zu sein. Schönheit war Nebensache, gut und billig Hauptsache.

Die Hausmetzg war ein festlicher Tag. An einem Morgen Ende Januar oder zu Anfang Februar kam Meister Johannes Schneller von Felsberg mit seinem Handwerkszeug, Beil und Messern. Auf dem Stalltenn wurden die Mastkuh und ein Schwein geschlachtet, wobei wir Kinder natürlich zusehen durften, wie die Kuh geschlagen und das Schwein gestochen wurde.

Aus dem Schweineblut bereitete die Mutter die fast schwarzen Blutküchli. Meister Hannes schnitt die Schinken und das Bindenfleisch zurecht, die dann in der Rauchkammer geräuchert und an der Luft getrocknet wurden. Von der Emserrüfi holten wir Wacholderstauden (*Juniperus*) und warfen sie ins Räucherfeuer. Das gab dem Fleisch einen feinen Duft. Dann machte die Mutter noch Bratwürste, Salsize und die großen Beinwürste. So bekamen wir diese Bündner Spezialitäten aus erster Hand, und niemand verstand sie so gut zu bereiten wie unsere Mutter. Ende Februar waren die Beinwürste für den Tisch bereit. Wir luden dann die Nachbarn zu einem Beinwurstessen. Kartoffeln und Sauerkraut wurden aufgetragen, und der feurige Veltliner durfte beim Fest nicht fehlen. Manchmal war auch Meister Hannes dabei. Er bekam für das Schlachten einer Kuh 2 Franken und für ein Schwein einen halben Franken.

Im Winter lagen italienische Waldarbeiter bei uns im Quartier. In der Küche sotten sie ihre vortreffliche Polenta, legten sie auf einen Holzteller und zerschnitten sie mit einer Schnur in Stücke, die sie dann mit den Händen zum Munde führten. Oft durfte ich dabei mithalten. Von ihren Gesprächen verstand ich natürlich kein Wort. Aber schon damals erwachte in mir die Lust, die italienische Sprache zu erlernen.

Im Sommer tauchten auch etwa müde Fechtbrüder am Abend auf und baten um ein Nachtquartier. Sie wurden auf den Heustock geschickt, mußten aber ihre Messer, Zündhölzer und Pässe abgeben, die sie am Morgen zurück erhielten.

Im Sommer saß ich am Sonntag, wenn ich nicht gerade heuen mußte, gerne in der mächtigen Krone eines uralten Nußbaumes oder am Waldrand und las in einem Buche, das ich irgendwo aufgetrieben hatte. Aus der Valparghèra holte ich mir einen Strauß Maienriesli (*Convallaria*), von Jux die seltenen schneeweißen Berglilien (*Paradisica*) und von den Spontisköpfen die frühesten Alpenrosen. Auf diesen Fahrten begleitete mich unser treuer Wächter Prinz. Von einer Quelle im Schwarz-

wald in der Nähe des Maiensäßes Schöneck holten wir Sauerwasser. Sie war nicht gefaßt und der Weg zu ihr manchmal durch Erdschliffe verschüttet und schwer zu begehen.

Wenn ein Käferjahr eintraf, mußten wir, nach dem Viehstand berechnet, eine große Menge Maikäfer abliefern. Am frühen Morgen, noch ehe die Sonne aufging, zogen wir mit Kübeln und Stangen aus, um diese schädlichen Fresser von den Bäumen zu schütteln, solange sie noch «marfel», das heißt vom Froste steif waren. Wenn nötig, sammelten wir sie auch in der Valparghèra auf Emsergebiet, wo sie sich mit Vorliebe auf jungen Eichen ansiedelten. Auch Nußbäume liebten sie.

*

In den Straßen von Chur begegnete ich noch oft den lebenden Trägern alter Churer Namen, so dem Obersten Joh. Ulrich Jenatsch († 1911), dem letzten männlichen Nachkommen des berühmten Jenatsch. Er wohnte im «Alten Gebäu» an der Poststraße, einem Palast der Salis. Noch sehe ich den alten Herrn, der viele Jahre im österreichischen Heere gedient hatte, wie er in aufrechter, straffer Haltung, einen Stock in der Hand, die Poststraße hinabging. Man sah ihm schon von weitem den Offizier an. Ebenfalls im Alten Gebäu wohnte der kaiserlich-königliche Feldzeugmeister Daniel von Salis-Soglio († 1919), Erbauer der österreichischen Festungen Verona und Przemisl, auch er eine echt militärische Erscheinung mit dem Range eines Generals. Etwas gebückt schritt der Bürgermeister von Chur, Peter Conradin von Planta, einher († 1902), Begründer des Rätischen Museums, ein sehr gelehrter Jurist. Dieser Herr hatte für mich ein besonderes Interesse; denn er unterschrieb im Jahre 1886 unseren Bürgerbrief von Chur. Im Herrenhause des Oberen Foral wohnte Ingenieur Johann Ulrich von Raschèr, der letzte Sproß einer Churer Patrizierfamilie. Man sah ihn nur selten; denn er war ein Sonderling und scheute die Menschen. Einmal im Jahre mußte ich sein Haus betreten, um den Zins für ein Gemeindegut abzugeben, das mein Vater von ihm gepachtet hatte. Er empfing mich jeweilen sehr

freundlich und zeigte mir verschiedene in Email gefaßte Medaillen und Orden, die der König von Neapel seinem Vater verliehen hatte.

Neben den adeligen Herren, ehrsamem Handwerkern und selbstbewußten Bürgern sah man im alten Chur auch andere, weniger berühmte Gestalten einhergehen, die aber meinem Gedächtnis sich noch fast stärker einprägten. Denn es waren Originale, die heute aus den Straßen der Stadt verschwunden sind. Man versorgt sie so rasch als möglich in Anstalten und Heimen, wo sie niemandem mehr auffallen. Da war zunächst der Toni Jecklin, der das Pulver nicht erfunden hatte, gerne sein Gläslein trank oder noch lieber ein «Stiefeli», aber es meistens nicht bezahlte, sondern aufschreiben ließ. Als ihn einst unsere Nachbarin, Frau Meng in Plankis, an seine bei ihr aufgelaufenen Schnapsschulden erinnerte, sagte er zu ihr: «Ja, sehen Sie, liebe Frau Meng, die Liebe Gottes und die Schulden währen ewig.» Auf der Emserstraße begegneten wir dem Rhäzünser Hans, der bei der größten Hitze im Sommer drei Tschopen und dazu auf dem Rücken eine schwere Kräze trug. Er hausierte mit irdenen Geschirren, Schüsseln und Töpfen in allen möglichen Farben. Hinter ihm drein keuchte bisweilen die «Rhäzünser Schlunze», eine unordentliche, schlampige Frau. Sie trug einen viel zu langen Rock, mit dem sie wie mit einer Schleppe den Staub auf der Straße hinter sich aufwirbelte. Sie handelte mit Eiern, die sie in einem Korbe von Rhäzüns nach Chur zum Verkauf trug. Sie lebte jedenfalls in der größten Armut. Von Ems kam jeden Tag der «Ameisenbär», ein jähzorniges und zappeliges Männlein, das den Churern in der Obergasse das Losholz spaltete. Wir Buben neckten den Mann gerne mit dem Übernamen, und dann warf er mit Prügeln und Scheitern nach uns. Wenn zufällig der dicke und langsame Stadtpolizist Christ oder der etwas flinkere Gander dazu kam, so machten wir uns davon, die Hüter des Gesetzes hintendrein, natürlich ohne jemals einen von uns zu erwischen. Nicht besser war es, wenn wir am Ende der Obergasse, beim Durchgang Brotlaube, dem ehrsamem Bäckermeister Plöckli «Millionenbeck» zurie-

fen, weil er einmal im Laden seiner Frau gesagt hatte, sie solle Banknoten aus der Stube holen, aber nicht «von den bigneten, sondern von den unbigneten».

In der Stadt tauchte hie und da der Uhrenmacher Franz von Maienfeld auf, der die Uhren aller Art zu Stadt und Land flickte, aber so schlecht, daß sie meistens bald wieder stillstanden. Er hieß daher im Volksmund nur der Uhrenverderber. Er trug stets einen schwarzen, abgeschabten Gehrock und hinten in der Tasche eine französische Grammatik, aus der er den Buben, die hinter ihm drein liefen, einige Wörter zum besten gab. Unter dem Arm trug er, in ein farbiges Taschentuch eingewickelt, eine Klarinette, womit er den Ledigen in den Dörfern zum Tanze aufspielte. Einst kam er auch nach Filisur, wo er im Gasthaus «Zum Weißen Kreuz» im Elternhause meiner Frau, einkehrte. Sie war damals noch ein junges, kaum aus der Schule entlassenes Mädchen. Ein Weinhändler aus dem Puschlav, der eben in der Schenke saß, sagte zu ihr, er gebe dem Franz zwei Franken, wenn sie mit ihm tanze. Sie hatte Erbarmen mit dem armen spindeldürren Vaganten, tanzte einen Schottisch mit ihm, und Franz bekam die versprochenen zwei Franken.

Auf der Gaisweid erschien ziemlich regelmäßig auch ein Bettler von Trimmis, weil er meine Mutter von der Schule her kannte. Er hieß der «Kienfluri», weil er in der Stadt kleingespaltenes harziges Kienholz verkaufte, das die Hausfrauen zum Anfeuern gebrauchten. Auch Fegsand zum Scheuern der Kupfergeschirre führte er mit sich. Er war ein Vielfraß, der einmal bei uns aus einer Zaine, welche die Mutter vor ihn hingestellt hatte, etwa fünf Pfund heiße Kartoffeln samt der Schale aß. Sie hatte diese zum Mittagessen für die ganze Familie gerüstet. Als letztes dieser Originale nenne ich den Uli Kieni von Felsberg, der weder lesen noch schreiben konnte. Er sammelte den Roßmist auf der Landstraße für die Glockengießerei der Brüder Theus in Felsberg. Wenn es in Felsberg zu Mittag läutete, kam er von der Straße zu uns in die Stube hinauf, schaute zur Schwarzwälderuhr und frug, wie

spät es sei. Die Mutter verstand ihn und gab ihm immer als Mittagessen Brot, Käse und Most.

Hier noch zwei Bilder aus dem Leben von alt Chur, die längst nicht mehr zu sehen sind. Am Geländer der Plessurbrücke lehnten immer einige Facchini. So nannten wir die Dienst- männer und die Arbeitslosen, die hier auf eine Gelegenheit zum Arbeiten und Verdienen warteten. Mitten in der Stadt, etwas unterhalb des Gasthauses «Zum Gansplatz», hatte Oberst und Bürgermeister Matthäus Risch seinen Viehstall samt dazugehörigem Miststock. Oft kam ich dazu, wie sein Knecht am Brunnen beim Ober- tor tränkte, wenn ich zur Schule ging.

II. Ferien in Valtana

Während der Schulferien in den Monaten Juli und August in den Jahren 1885–1890 weilte ich mehrmals bei meinen Großeltern Johannes Meng und Maria geb. Engi auf Valtana. Sie wohnten im westlichen Teil eines großen Doppelhauses. Es ist das zweite Haus rechter Hand am Wege von Trimmis nach Valtana und gehört heute Hans Kocher-Müller von Maienfeld. Es trägt, wenn ich nicht irre, die Jahrzahl 1846. Unter dem Giebel auf der Nordseite steht in schöner gotischer Fraktur die Inschrift:

Auf Gott steht mein Vertrauen,
der du mein Helfer bist.
Er helfe mir auch bauen
mein Haus zu dieser Frist.
Er wolle es bewahren
und was darinnen ist,
vor Unglück und Gefahren,
der Vater mich behüten
durch Jesum Christ.

Valtana liegt 870 m ü. M. und hat etwa 50 Einwohner. Man gelangt auf einer guten Straße durch einen schönen Wald, das «Vorholz», in einer Stunde da hinauf. Die Siedlung wird erstmals in einer Urkunde von 1352 genannt und wurde von Walsern, die über den Paß von Stams aus Valzeina kamen, angelegt. Valtana muß aber schon vorher, wenn auch nur schwach, bewohnt gewesen sein, wie verschie-

dene romanische Flurnamen beweisen. Die Meng und Engi sind Walser von Tschierschen. Ebenso ist meine Großmutter in Trimmis, Anna Thüerer geb. Däscher, eine Walserin aus Valzeina. Die Meng von Says und Trimmis stehen in keinem verwandtschaftlichen Zusammenhang.

Die Häuser auf Valtana sind ganz nach der Art der Häuser im Prättigau gebaut. (Vgl. J. Hartmann, Vom Bündnervolk und Bündnerland, S. 164–166.) Einige Häuser haben noch den für die Walser eigentümlichen Seelenbalken, eine kleine Öffnung in der Schlafkammer unter dem Giebel. Er hat kein Glasfenster, sondern nur ein Schiebebrettlein. Dieses wird jedesmal geöffnet, wenn jemand im Hause stirbt, damit die Seele sofort in den Himmel fliegen kann.

Es sind an meinem Geburtshause im Laufe der Zeit mancherlei Veränderungen vorgenommen worden. Die fensterlose finstere Küche rechts vom Eingange, eine rauchgeschwärzte Höhle, wurde gegen Westen nach der Gartenseite verlegt. In diesem Garten blühten zu Großmutterzeiten üppige Pfingstrosen, weiße und rote Primeln und wohlriechende Veilchen. Es gedieh auch etwas Gemüse, freilich nur wenig; denn die Bauern liebten damals das Gemüse nicht. Salat zum Beispiel kam nie auf den großelterlichen Tisch. Das größte Möbel in der Stube war der Webstuhl, der die ganze Ostwand einnahm. Hier wob die Nana den Stoff aus dem selbstgepflanzten und selbstgesponnenen Hanf zu Handtüchern, Hemden und Betttüchern. Sie waren unverwüstlich und hielten ganze Geschlechter aus. Dieser Webstuhl ist längst verschwunden, ebenso die «Hennenkebja» links neben der niedern Stubentüre, wo die Großmutter im Winter die Hühner einsperrte. Auf dem mächtigen gemauerten Ofen stand ein eigener Hafen mit dem Nachtwasser, in welches sie Schafwolle legte, um diese blau zu färben. Die Däfte, welche der Hühnermist und der Urin in der nur selten gelüfteten Stube verbreiteten, kann man sich denken. Aber das störte niemanden. Denn so duftete es in allen Stuben von Says und Valtana. Vom schmalen Ofenbänklein her schwelte der Rauch aus

Nenis Stummelpfeife. Den scharfen Tabak darin zündete er an, indem er mit Stahl, Feuerstein und Zunder Feuer schlug, daß die Funken stoben. Mein Großvater hieß wegen seiner roten Haare das «rot Hansi» und der Großvater meiner Frau, Hans Accola, ein Walser in der Spina ob Davos-Glaris, «lahm Hansi», weil er lahm ging.

Etwas Schöneres gab es für mich nicht als diese Ferien auf Valtana. Ich mußte jeden Morgen früh die drei Geißen im Stalle, welche die Großmutter gemolken hatte, loslassen und zur Herde führen und dann mit dieser über die Rüfe, welche Valtana von Says trennt, bis zu den Häusern von Lätsch begleiten. Über diese Rüfe führte noch keine Brücke. Man mußte in den Bach hinunter und jenseits wieder steil hinaufsteigen. Die Herde zog dann weiter bis in die Alp «Falsch» hinein. Bei der Nana gab es im Sommer nur Kaffee mit Ziegenmilch. Er war von heller Farbe und schmeckte mir viel besser als Kaffee mit Kuhmilch.

Von Valtana aus begab ich mich mit meinem Öhi, Albert Meng, auf die Heualp «Spondätscha» (1645 m ü. M.). Für den Aufstieg brauchte man drei Stunden, besonders wenn man mit Eßwaren und Werkzeug schwer beladen war. Auf der Höhe von Calunia genießt man einen wundervollen Ausblick über das ganze Bündner Rheintal aufwärts bis zum Oberalppaß mit den Gipfeln der Bündner Oberländer und Glarner Alpen: den Vorab, die Brigelserhörner und den Tödi. Abwärts schweift der Blick bis zum breiten Scesaplana und zur Rätikonkette an der bündnerisch-österreichischen Grenze. Ich schlief auf dem frischen, stark duftenden Heu unter dem Schindeldach der «Herberig», wie man die Alphütte nannte, und deckte mich mit einer «Blahe» zu. Wenn ich nicht beim Heuen half, ging ich mit dem Hirten, Benedikt Schrofer, in die Alp «Zanutsch» hinauf. Hier über der Waldgrenze, fast 2000 m ü. M., umgab uns oft die «Brenta», ein stockdicker feuchter Nebel, in dem man keine zehn Schritte weit sah. Den Standort der Herde konnte man nur feststellen, wenn man ihre Glocken hörte. Wenn ein Gewitter losbrach, und das kam nicht selten vor, waren wir

schutzlos dem Regen preisgegeben und suchten vergebens nach einer Wettertanne, wo wir hätten unterstehen können. Völlig durchnäßt kehrten wir dann mit unseren Tieren, welche die Köpfe hängen ließen, nach Spondätscha zurück.

Als kleiner Bube, kaum zehn Jahre alt, mußte ich einmal mit einer dringenden Botschaft meines Oheims von Spondätscha über den Zanutschboden und die Paßhöhe von Stams in den Churberg in Hinter-Valzeina gehen. Vom Boden weg führte weder Weg noch Pfad nach Stams. Ich mußte mir bei Nebel und Schneegestöber den Weg selber suchen und sehen, wie ich am besten durchkam. Von den Hütten in Stams an ging es besser. Ich stärkte mich bei Verwandten mit einer Tasse heißer Milch. Nach drei Stunden langte ich glücklich im Churberg an. Ich übernachtete hier und kehrte am anderen Tage wieder den gleichen Weg zurück. Es kam mir zustatten, daß ich frühe gelernt hatte, die Besonderheiten eines Baumes oder eines Steines zu beachten. Nun dienten sie mir als Wegweiser. Von den genauen Siegfriedkarten wußte ich noch nichts.

Im Hause meiner Nana kam mir auch mein erster Lesestoff in die Hände. Ich war schon damals auf das Lesen versessen. Aber niemand leitete mich an oder sagte mir, was für mich verständlich oder unverständlich, gut oder schlecht sei. Ich verschlang alles, was mir unter die Augen kam. Bücher oder Zeitschriften gab es in den Häusern von Valtana keine. In einem Kasten der Nana fand ich eine Menge alter, verstaubter Bündner Kalender, in denen mich am meisten die Bilder und Witze ergötzen. Im gleichen Kasten lag eine ebenso verstaubte Handorgel meines Onkels Paul, auf der aber niemand mehr spielte, seitdem er nach Australien ausgewandert war. Wenn man auf die Tasten drückte, gab sie jämmerliche Töne von sich, vergleichbar dem heutigen Jazz, der damals zum Glück noch nicht erfunden war. Zuunterst in jenem Wunderkasten lagen die beinernen Kühe, ein Spielzeug für die Buben, die man aus den Gelenkknochen der Kühe herstellte und sorgfältig bei der Hausmetzg reinigte und beiseite legte. Unsere Herde wurde

vermehrt durch schöne Tannenzapfen oder Holzkühe, die wir uns aus gabeligen Zweigen des Feldahorns zurechtschnitzten. Andere Spielzeuge kannten wir nicht. Wir gaben jeder Kuh ihren Namen und rühmten ihre besonderen Eigenschaften. Die eine war die schönste, die andere die stärkste, und die dritte gab am meisten Milch. Für unsere Kühe bauten wir Ställe und legten Wintervorräte an. Als Sensen dienten uns die Tiroler Hegel, kleine Messer mit einem gelben Holzgriff. Jeder rechte Bube hatte an einer langen Schnur einen solchen Hegel. Er war sein größter Reichtum neben einer Menge Schnüren in den Hosentaschen. Taschengeld gab es natürlich nicht. Bares Geld war selten im Hause der Großeltern. Für die Mädchen machten die Mütter eine Art Puppen, indem sie eine Strumpfkugel oder eine Kartoffel mit einem langen Lumpen umwickelten. (Vgl. J. Hartmann, Bündner Volk, S. 362.)

Und nun gehen wir zu Tische! Das Beste, was hier die liebe Nana auftrug, war ein wahrer «Spondätscher Tatsch», eine Art Pfannkuchen, ohne Eier, aber mit viel reiner Butter zubereitet. Auch ein vortrefflicher «Maluns» aus Kartoffeln, ein Türkenriebel aus Maismehl oder eine kräftige Polenta, ebenfalls aus gelbem Mais, kamen auf den Tisch, den die Nana mit einem selbstgesponnenen und selbstgewobenen schneeweißen Tuche deckte. Das sind heute noch, neben frischer Milch und Bauernbrot, meine Lieblingsspeisen. Teller gab es nur für die Suppe. Alles andere wurde aus der gemeinsamen irdenen Schüssel gegessen. Das luftgetrocknete und geräucherte «tigene» Fleisch zerschnitt der Neni auf einem Holzteller, und von hier holte sich jedes mit den Fingern sein Stück. Frisches Fleisch gab es nur bei der Hausmetzg. Das Tischgebet, das ich zu sprechen hatte, durfte beim Essen nicht fehlen. Es lautete seit altersher:

«Spis Gott, tröst Gott, erhalt Gott mi und alli arme Chind, die uf Erde sind. Amen.»

Nach dem Essen wischte jedes Gabel und Löffel am Tischtuch ab und legte sie in die Tischschublade.

Über eine steile gerade Treppe stieg man in das zweite Stockwerk des Hauses empor.

Hier war rechter Hand die Vorratskammer mit großen Holztrögen zum Aufbewahren von Korn und Dörrobst. Von der Decke herab hing ein drehbarer Brotständer mit Sprossen. Darauf legte die Nana etwa zwanzig runde Brote, die sie aus Roggen und Gerste gebacken hatte. Das Mehl trug man bis zur Erstellung der fahrbaren Straße um 1874 auf dem Rücken von Trimmis herauf. An den Stangen hingen an der Luft getrocknete Fleischstücke und saftige würzige Würste aller Art.

Die große Schlafkammer auf der Nordseite mit ihren vier Betten diente der ganzen Familie als Ruhestatt. Von Matratzen wußte man nichts. Die Betten waren mit Buchenlaub gefüllt, das man von Zeit zu Zeit mit der Hand etwas aufrührte. Geklopft wurden sie nie. Man schlief ausgezeichnet in diesen weichen Laubsäcken, in die man tief hineinsank, wenn man sich niederlegte. Vor dem Einschlafen mußte ich laut das Unservater oder den Glauben beten, das heißt das christliche Glaubensbekenntnis oder Apostolikum, von dem ich rein nichts verstand. Ich verstehe es auch heute noch nicht, und ich habe es später als Pfarrer in der Kirche nie gebraucht; denn es schien mir unehrlich, etwas zu sagen, was ich nicht glaubte. Aber der Nana genügte es, wenn ich diese schweren Glaubenssätze fehlerlos hersagen konnte. Nachher sagte sie: «Jetzt wollen wir in Gottes Namen schlafen.» Damit war jede weitere Unterhaltung abgeschnitten, obwohl ich gerne noch einige Fragen an sie gerichtet hätte.

Westlich der Häuser von Valtana liegen in einer Mulde und an sanften Abhängen fruchtbare Äcker und fette Wiesen. Hier pflanzte man Gerste, aber auch Hanf, der in der Hanfribe in Trimmis gebrochen wurde. Es gab dann noch mancherlei Vorbereitungen, bis die Nana ihn zu Leintüchern und Männerhemden verarbeiten konnte.

Fast zuoberst am Wege nach Spondätscha stand ein großer hohler Lärchenbaum, den ich scheu betrachtete, so oft ich an ihm vorbeiging. Denn mein Öhi sagte mir, daß man aus diesem Baume die kleinen Kinder heraushole. Das reizte meine Neugierde, und als ich einmal allein von Valtana nach Spondätscha ging,

kletterte ich über das Wegbord zur Lärche hinauf, um dort die «Poppi» zu sehen. Ich erlebte eine große Enttäuschung. Denn in dem hohlen Baume standen nur einige Gabeln und Rechen, welche man hier vorübergehend aufbewahrte. Die Frage nach der Herkunft der Kinder blieb also einstweilen für mich ungelöst. Die Aufklärung gaben mir später ältere Knaben in der Stadtschule, allerdings nicht auf die feinste Weise.

Eines Tages fanden Kinder einen toten Vogel und hielten Rat, was mit ihm geschehen sollte. Sie beschlossen, ihn feierlich vor einem Tennor zu begraben. Man mußte dazu auch einen Pfarrer haben. Wer konnte das anders sein als der «Pauli aus der Stadt»? Ich mußte also dem Vogel die Leichenrede halten. Die Handlung kam mir sehr feierlich und wichtig vor. Später wurde mir von Valtanern erzählt, ich hätte von einem Stuhle herab den Kindern gepredigt und sie namentlich ermahnt, nicht zu fluchen, sonst kämen sie nicht in den Himmel. Ein anderes Mal sei ich vor Männer hingestanden, als sie beim Holzsägen fluchten, und hätte sie mit erhobenem Finger davor gewarnt, und die Männer hätten zu mir gesagt: «Du wirst gewiß einmal ein Pfarrer.»

In hellen Mondnächten ging ich mit dem Jäger Benedikt Burger nach Valtur ins Tobel hinunter, um dort den Füchsen zu passen. Er schoß auch manchen Hühnergeier. Diese frechen Räuber waren so kühn, am hellen Tage aus der Luft herabzustoßen und sich ein Huhn aus der Schar herauszuholen, wenn sie ganz nahe bei den Häusern ihr Futter suchten.

Von den Knaben meines Alters lernte ich Krückenstecken machen. Wir schnitten uns im Gebüsch gerade, im Saft stehende Ahornstäbe, blähten sie in einem starken Feuer, bogen das dickere Ende über dem Knie und banden es dann mit einer Schnur am Stab fest. Nach einigen Wochen blieb der Bogen in der gewünschten Form. Wir konnten die Schnur wegnehmen und hatten den schönsten Hirtenstecken.

*

Als meine Mutter im Sommer 1878 auf Spondätscha ihr erstes Kind erwartete und am

Heuen war, fühlte sie, daß ihre Stunde nahte. Mit dem Kinde unter dem Herzen ging sie drei Stunden weit den rauhen und steilen Weg in das Elternhaus nach Valtana hinunter, wo ich am 17. Juli abends 5 Uhr geboren wurde. Alles ging gut. Nur bereitete es der Mutter Sorge, daß ich nicht an der Brust trinken wollte. Die Nachbarinnen sagten ihr, das Kind müsse verhext sein, und sie solle zum Kapuziner Pater Eberhard Walser an den Mastrilser Berg gehen. Der könne den Zauber gewiß lösen, und das Kind würde wieder trinken wie jedes andere Kind. Mein Vater wollte nicht recht an die Kunst des Kapuziners glauben, obwohl dieser ein weitherum bekannter Naturarzt und Wunderdoktor war. Da aber die Mutter große Schmerzen litt, so entschloß er sich endlich, nach Mastrils ob Landquart zu gehen. Er zog also sein Sonntagsgewand an, und die Mutter legte das Kind noch einmal an die Brust, um es womöglich vor der weiten Reise noch zu stillen. Da, o Wunder! Ich trank und trank in vollen Zügen und von da an immer bis zur Entwöhnung. Die Mutter hatte so viel Milch, daß sie zu gleicher Zeit noch einen Knaben ihrer Freundin stillen konnte, die dazu nicht imstande war. Er hieß Peter Schmelz, wurde später auf der Kantonsschule mein Freund und ein tüchtiger Kaufmann in Chur, wo er 1957 starb. Zwei Gotta und ein Götti trugen mich zur Taufe nach Trimmis hinunter. Die ganze heilige Handlung begleitete ich mit einem fürchterlichen Geschrei, während ein Mädchen, das zugleich mit mir getauft wurde, sich fein stille hielt nach der Mahnung des Apostels Paulus: «Das Weib schweige in der Gemeinde» (1. Korinth. 14, 34).

In den Stuben von Valtana gab es außer der Bibel und dem Kirchengesangbuch und einem alten, von den Vätern ererbten Gebetbuch mit großem Druck keine anderen Bücher, daher auch kein Büchergestell. Nur ein Kalender durfte in keinem Hause fehlen; denn hier mußte man aufschreiben, wann die «Griffa» und die «Stära» aus hatten, d. h. kalben sollten.

Zeitungen fanden den Weg nicht bis Valtana hinauf. Einmal hielt ein Italiener das «Bündner Tagblatt». Da er aber nicht Deutsch lesen

konnte, versammelte er nach Feierabend die Nachbarn um sich und ließ sich daraus vorlesen. Erst als die beiden Brüder meiner Mutter, Albert und Paul, wißbegierige junge Burschen, erwachsen waren, bestellten auch sie eine Zeitung in Chur. Meinem Großvater wäre das nie eingefallen. Wozu auch? Was außerhalb von Says und Trimmis und allenfalls noch im Kreise der Fünf Dörfer vorging, kümmerte ihn nicht. Wenn in Haus und Stall alles gesund blieb, Heu und Emd wuchsen und nicht verregnet wurden, wenn Korn, Obst und Kartoffeln gediehen, das Vieh im Herbst gut gesömmert von der Alp kam und auf den Märkten einen guten Preis erzielte, so war er wie jeder Bündner Bauer zufrieden. Auch um die Politik kümmerte er sich nicht oder nur, wenn er alle zwei Jahre an die Landsgemeinde beim alten Turm in Zizers ging. Viel Wissen war nicht nötig. Darum weigerte er sich auch, seine sehr begabten Söhne in die Realschule nach Zizers zu schicken, die beide gerne besucht hätten.

Auf dem «Boden» in Valtana stand ein kleines Schulhaus. Da aber die Valtaner oft keinen Lehrer fanden, ging meine Mutter meistens nach Trimmis in die Schule. Eine gute Straße gab es noch nicht. Sie stieg daher meistens den im Winter sehr gefährlichen schmalen Pfad am Rande der Dorfrüfe ins Dorf hinunter, in der Hand einen guten Stock und an den Füßen stark genagelte Schuhe. Ein Fehltritt auf dem Eise – und sie wäre verloren gewesen. Heute gehen die Kinder nach Says in die Schule, die nur wenige Kinder zählt; denn die Familien ziehen ins Tal hinunter, um dort bessern Verdienst zu suchen. Den Bergbauern fehlen auch die nötigen Arbeitskräfte für die Landwirtschaft. Es war für Says und Valtana schwer, einen am Seminar ausgebildeten Lehrer zu bekommen, da sie nur ein kleines Gehalt zahlen konnten. Sie behelfen sich dann so, daß sie einen begabten Jüngling auf ihre Kosten ein halbes Jahr lang an einen Lehrerkurs im Seminar Chur schickten. Die Regierung gab solchen «Lehrern» einen Erlaubnisschein, und nun durften sie im Winter Schule halten. Solch einen Schein erhielt auch ein Vetter meiner

Mutter, Albert Meng auf Valtana, später Wirt zur «Krone» in Masans und Schulrat in Chur. Nach Aussage meiner Mutter soll ein Lehrer Däscher von Trimmis um 1870 den Christbaum in der Schule von Says eingeführt haben. Das kleine Schulhaus auf dem Boden, bei dem ich als kleiner Knabe oft gespielt habe, ist längst verschwunden.

Reisen, Schulfeste oder andere Vergnügen gab es für die Kinder nicht. An der Fastnacht bestäubten sie das nasse Gesicht mit Mehl, hüllten sich in Lumpen und zogen von Haus zu Haus. Sie erbettelten einige Rappen und kauften daraus etwas Rahm. Mit einem kleinen Besen aus geschälten Lärchenzweigen bereiteten die Mädchen eine «Nidla», die sie gemeinsam mit den Knaben in einer Stube verschmausten.

Auf Valtana wäre es Luxus gewesen, für Mahlzeiten mehr als drei Messer auf den Tisch zu legen. Bei Taufen entlieh man Besteck und Geschirr von den Nachbarn. Kleine Kinder ernährte man mit Schmalzmues, einem fetten Mehlbrei mit Butter. Wenn sie schrien, steckte ihnen die Mutter den «Lutsch» in den Mund, einen kleinen Leinwandlappen mit zerkautem Brot. Der vertrat die Stelle eines Gumminuggis. Ebenso einfach war die Behandlung von Wunden. Wenn die Buben sich beim «Bätschgen» in die Finger schnitten, spritzte einer etwas frischen Urin darauf, oder die Mutter bereitete eine heilsame Salbe aus Astränzen und Rahm. Wenn in einem Zimmer ein Gestank die Luft verpestete, zündete man eine getrocknete Astränzenwurzel an und räucherte es aus. Bei Quetschungen half eine Tinktur aus Arnika, die man in Branntwein an der Sonne destillierte. Warzen vertrieb man, indem man so viele Knoten in eine Schnur knüpfte, als man Warzen an der Hand hatte, und sie dann unter Anrufung der drei höchsten Namen unter dem Dachtrauf vergrub.

Meine Mutter erzählte: Als sie mich stilte, sammelte sich Eiter an der rechten Brust. Da machte sie große Blätter der Sandblackten (Petasites, Pestwurz) in der Asche heiß und legte sie auf die Brust, bis sie weich wurde. Dann erhitze sie die goldene Nadel ihrer Brosche und stach damit in die Brust, so daß der Eiter her-

ausfloß. Nachher reinigte sie die Wunde mit Baumwollfäden.

Als ich einige Monate alt war und geimpft wurde, bekam ich einen starken Ausschlag. Mein Vater holte dann Wasser aus dem Zerankenbach in der Alp Falsch aus Hintervalzeina, das schon von altersher gegen Ausschlag angewendet wurde. Die Mutter wusch mich damit, und der Ausschlag verschwand völlig. Dafür stellte sich nun bei mir eine Art Wassersucht ein. Zum Arzt ging man damals nur in Notfällen. Man nahm vorher lieber Zuflucht zu Hausmitteln und Quacksalbern. So brachte mich meine Mutter zu einer alten Frau in Zizers. Man nannte sie nur das Schinderweib, weil sie die Frau des Schinders oder Wasenmeisters war, welcher die Tierleichen zu verscharren hatte. Sie riet ihr, mich in ein heißes Bad von Kamillen und Malven zu legen oder mich darauf zu setzen. Auch diese Kur half sogleich. (Vgl. meinen Aufsatz über «Heilsprüche» in Schweizer Volkskunde 1950, Nr. 4, S. 56, wo ich auch über eine Wunderkur des Schanfigger Bauern Barnabas Niggli berichte.)

Von SAYS und Valtana ging jeden Sonntag aus jedem Hause mindestens eine Person in die Kirche nach Trimmis. Nur der Müller Bonadurer auf der Säge in Valtur ging nicht zur Kirche, weil er in seiner Einsamkeit nicht wußte, wann es Sonntag war. Als einst Leute an einem Sonntag zu ihm kamen, trafen sie ihn beim Holzspalten an, da er keine Ahnung hatte, daß es Sonntag war.

Einmal in der Woche kam der Zusenn der Trimmiser Alp mit dem Saumroß und brachte Lebensmittel und Salz in die Alp Falsch zuhinterst im Valzeinertal. Man hörte es schon von weitem kommen, weil eine Glocke an seinem Halse bimmelte. Die Molken: Butter und Käse, holte man oft im Herbst mit Schlitten aus der Alp. Wenn jemand die Butter schon im Sommer holte, hieß es, das sind arme Leute, sie haben schon kein Schmalz mehr in der Küche. Im Herbst hatten die Butterschlagen, Stücke im Gewicht von 8–10 Pfund, lange graue Haare, die man vor dem Einsieden mit einem Messer abschabte.

Noch etwas von den Löhnen. Eine gute

Schneiderin, die einmal im Jahr auf die «Stör» ins Haus kam, erhielt im Jahre 1860 nebst dem Essen einen Lohn von 50 Rappen im Tag und die Mutter, als sie 1874 beim Heuen half, 1 Franken. Die Leute sagten zu ihr, das sei denn doch ein großer Lohn.

III. Das Maturajahr 1899

In Frankreich war der jüdische Hauptmann Alfred Dreyfuß wegen angeblichen Landesverrates auf die Teufelsinsel nördlich von Brasilien verbannt worden. Nun nahm sich der berühmte französische Schriftsteller Emile Zola in seiner Schrift «J'accuse» des Unschuldigen an und erreichte seinen Freispruch. Wir Kantonschüler nahmen in jugendlicher Begeisterung Partei für Dreyfuß, den Helden des Tages. Auch Pfarrer Ragaz befaßte sich in einer glänzenden Predigt mit diesem für die Franzosen wenig rühmlichen Handel.

Den Höhepunkt des Jahres bildete für alle Bündner die mehrere Tage dauernde Calvenfeier im Monat Mai zum Andenken an die siegreiche Schlacht der Bündner an der Calven im Schwabenkriege am 23. Mai 1499. Die oberen Klassen der Kantonschule führten den Reigen der rätischen Jünglinge auf. Das Festspiel von Michael Bühler und Georg Luck hinterließ einen gewaltigen Eindruck, ebenso die Musik des Festspiels von Otto Barblan. Die erste Aufführung litt unter der ungünstigen Witterung. Auch bei der zweiten Aufführung hingen zuerst regenschwere dunkle Wolken über der Stadt und dem Churer Rheintal. Da geschah etwas Wunderbares. Gaudenz von Salis sprach auf der Bühne die Worte des Festspiels:

«Schaut hin! Noch nie sah ich so hell sie strahlen,

Die Gottessonne über unserm Tal.

Und machtvoll geht ein glückverheißend
Leuchten

Durch unseren großen stillen Ahnensaal.»

In diesem Augenblick durchbrach die Sonne die dunklen Wolken, und ihre Strahlen überfluteten die Spieler auf der Bühne und die vielen Tausende der Zuschauer. Ich sah Zu-

schauer, die dadurch zu Tränen gerührt wurden. Pfarrer Ragaz hielt die Festpredigt über Jeremia 20, 29: «O Land, Land, höre des Herrn Wort». Diese Predigt machte ihn in der ganzen Schweiz berühmt. Er erhielt zahlreiche Berufungen an große Gemeinden, und wir befürchteten in Chur, daß er wegziehen würde. (Vgl. L. Ragaz, Mein Weg, Bd. 1, S. 209 f.) Die Calvenfeier blieb jedem Bündner, der dabei war, bis ins hohe Alter unvergeßlich. Wenn wir Alten den Calvenmarsch, die Mastralia, das Säumerlied und das Lied von der Rebe am sonnigen Mittenberg hören, so greift es uns ans Herz, und Wehmut erfaßt uns.

Auf die Calvenfeier folgte anfangs Juni die erste Matura. Wenn Professor Candreia uns in einer Lateinstunde gesagt hatte, das Gymnasium sei schließlich nicht dazu da, dem Schüler ein großes Wissen beizubringen, sondern seinen Charakter zu bilden, so merkten wir im Examen nicht viel davon. Es wurde ein sehr großes und, wie wir schon damals merkten, auch ein unnötiges Wissen verlangt. Ich bin heute in meinem Alter und nach den Erfahrungen meines Lebens erst recht überzeugt, daß wir im Gymnasium viel Unnötiges lernen mußten. In der Chemie – einem Fach, das ich übrigens sehr liebte – wurden uns folgende drei Fragen zur schriftlichen Beantwortung vorgelegt:

1. Was sind Basen und Säuren, und wie teilt man sie ein?
2. Wie entstehen Salze und basische Säuren? Beispiele.
3. Was ist Alkalimetrie und Acidimetrie?

Heute frage ich mich: Wozu hat dieses Wissen in meinem Leben genützt?

Noch schlimmer war es in der Mathematik, hier freilich nicht ohne meine Schuld; denn ich haßte dieses Fach von ganzem Herzen, weil ich keine Beziehung zu meinem künftigen Beruf als Pfarrer herausfand. Jede Mathematikstunde war in meinen Augen für mich verlorene Zeit. Ich bat daher schon in der 5. Klasse den Rektor, er möchte mir erlauben, die zwei Stunden Mathematik in der Woche gegen drei Stunden Englisch abzutauschen. Er konnte meinen Wunsch nicht erfüllen; denn dieser

widersprach dem starren eidgenössischen Matura-Reglement. Professor Pünchera war ein außerordentlich feiner und gütiger Mensch. Obwohl er meine Abneigung gegen sein Fach kannte, ließ er es mich nie entgelten. Bei der Matura half er mir sogar zur Lösung der Aufgaben, wo er nur konnte, und so bin ich noch mit einer genügenden Note durchgekommen. Er sagte uns, er werde im mündlichen Examen den Kegelschnitt, den Borromäischen Lehrsatz und die Exponentialreihen durchnehmen. O du heilige Einfalt! Was konnte ich damit in meinem ganzen Leben anfangen? Ich habe am Schlusse der ersten Matura in den Lösern an der Emsergrenze alle Mathematikhefte zuerst erschossen und dann verbrannt. Rache ist süß!

Besser beschlagen war ich in der Geographie, wo ich das Examen nicht zu befürchten brauchte. Allein hier wirkte sich ein anderer Umstand für uns alle ungünstig aus. Den Unterricht in der Geographie hatte uns Professor Christian Brügger erteilt, und nun war dieser kurz vor dem Examen gestorben, und nun mußte Professor Christian Tarnuzzer die Prüfung übernehmen. Das war für uns ein großer Nachteil, weil dieser nach ganz anderen Grundsätzen unterrichtete und die beiden Professoren Brügger und Tarnuzzer sich ungefähr so liebten wie Hund und Katze. Tarnuzzer gab sich im Examen alle Mühe, den eidgenössischen Experten zu zeigen, daß die Schüler bei Brügger nichts gelernt hätten und stellte demgemäß an uns seine Fragen. So drückte er auf unsere Noten. Von 30 Fragen konnte ich 29 richtig beantworten. Und dennoch reichte es nicht ganz zur Note 6. Das habe ich bis auf den heutigen Tag als ein Unrecht empfunden.

Professor Tarnuzzer sollte uns auch in der Naturgeschichte prüfen. Auch hier hatten wir nichts Gutes zu erwarten, und zwar aus den gleichen Gründen. Hier aber setzten wir mit einer kleinen Verschwörung ein. Brügger war wohl ein hervorragender Naturforscher, jedoch ein schlechter Lehrer. Sein Unterricht in der Mineralogie zum Beispiel bestand darin, daß er uns schöne Kristalle zeigte und dann auf die Wandtafel eine Menge dazugehörige Systeme hinschrieb, die wir nicht verstanden. Wir be-

schlossen darum einhellig, diese nicht mehr abzuschreiben. Unsere Kenntnisse in der Mineralogie waren daher gleich null. Vor dem Examen wurde uns daher doch etwas bange. Wie, wenn nun gerade Mineralogie daran käme? Eine Abordnung der Klasse, worunter auch ich, ging nun zum Herrn Rektor und bat ihn, uns ja nicht in Mineralogie prüfen zu lassen. Unser Rektor war verblüfft und sagte uns, das sei ihm noch nie vorgekommen, daß ihm Schüler Vorschriften für die Examina gemacht hätten. Wir erklärten ihm, er möge es ja probieren, aber es sei sicher, daß Professor Tarnuzzer in der Mineralogie keine einzige Antwort von uns erhalten werde. Das half. Wir wurden dann in der Anthropologie geprüft, wo wir gut beschlagen waren.

Nach der ermüdenden ersten Matura war es mir und Raget Ragaz hochwillkommen, daß wir von unserem Freunde Ambrosi Putzi eingeladen wurden, einige Tage bei ihm in seinem Elternhause in Dalvazza bei Küblis zu verbringen, wo wir nun vom 8. bis zum 13. Juli verweilten. Wir verlebten herrliche Tage, machten gemeinsame Ausflüge nach Fideris, Serneus und Klosters. Am 11. Juli gingen wir über die eben im Bau begriffene Straße Luzein-Pany nach St. Antönien und bis zum schönen See Partnun am Fuße der Sulzfluh.

Den Sommer wollte ich zur weiteren Ausbildung in der italienischen Sprache benützen. Ich begab mich daher zu Herrn Pfarrer Heinrich Roffler nach *Soglio* im Bergell. Am Morgen des 27. Juli fuhr ich mit der neuen Rätischen Bahn nach Thusis, und von dort wanderte ich bei großer Hitze über die staubige Landstraße und den Schynpaß zu Fuß nach Bergün. Hier blieb ich bei Verwandten meiner Mutter über Nacht. Am andern Tage überschritt ich den Albulapaß und machte einen kurzen Halt in Samedan. Hier besuchte ich im Spital meinen lieben Freund Johann Grass, mit dem ich, seitdem er wegen schwerer Erkrankung die Kantonsschule hatte verlassen müssen, einen regen Briefwechsel unterhielt. Er wollte Theologie studieren, und er wäre wegen seines Charakters und seiner tiefen Frömmigkeit sicher ein vortrefflicher Pfarrer

geworden. Nun lag er schon zwei Jahre wegen Knochentuberkulose im Spital Samedan und konnte sich nur mühsam an zwei Krücken bewegen. Eine Heilung war nicht zu erwarten. Sein Anblick tat mir im Herzen weh. Auf seine dringende Bitte hin versprach ich, seine betübten Eltern in *Pontresina* zu besuchen. Ich tat es auch und fand in der Familie des Bergführers Grass-Hofstetter die herzlichste Aufnahme. Sie wohnte im Karlihof in der Casa Vergerio. Hier hatte Peter Paul Vergerio, Bischof von Capo d'Istria, im Jahre 1549 für kurze Zeit Zuflucht gefunden, nachdem er wegen seines Übertrittes zum evangelischen Glauben aus Italien hatte flüchten müssen. Er wurde der Reformator des Oberengadins. Ich lernte Herrn Grass als einen Mann von edler Gesinnung und tiefer Frömmigkeit kennen. Er baute ein kleines Wirtshaus auf der Diavolezza, wo ich am 29. Juli übernachtete und dann über den stark zerklüfteten Gletscher und die Isola Persa nach Morteratsch hinabstieg. Grass war ein sehr bekannter und beliebter Bergführer, der bis dahin schon mehr als sechzigmal den Bernina, den höchsten Bündner Berg (4055 m) bestiegen hatte. Mit dem Sohne Wilhelm bestieg ich am 31. Juli bei größter Hitze in der kurzen Zeit von drei Stunden den Piz Languard (3258 m), von dem aus wir eine umfassende Rundschau bis in die Berge von Tirol, Italien und Wallis genossen.

Am 2. August nahm ich Abschied von der gastfreundlichen Familie Grass. Die Reise nach Soglio machte ich teils zu Fuß, teils mit der Post. Herr Pfarrer Roffler hatte mir bereits ein Zimmer besorgt im östlichen Teil der drei großen Paläste der Herren von Salis, in der sogenannten Casa Antonio, erbaut 1524. Sie gehörte freilich nicht mehr der Familie von Salis. Ein Bauer namens Gianotti hatte die Casa Antonio vor wenigen Jahren für 20 000 Franken gekauft, und nun wohnte er mit seiner Familie im untersten Stockwerk. Zwei nebeneinander laufende Treppen führten in mein Zimmer im obersten Stock hinauf. Es war ebenso wie die großen Gänge mit Wandgemälden geschmückt und gewährte einen wundervollen Blick nach Süden in das wilde Bondascatal

mit den Dolomitbergen Pizzi Sciora, Cengalo und Badile. In einem Eckzimmer des zweiten Stockes unter mir hatte der berühmte Maler Giovanni Segantini sein Atelier aufgeschlagen. Im Sommer 1899 wohnte er nicht hier, sondern war auf den Schafberg ob Pontresina gezogen, wo er noch im gleichen Jahre am 28. September starb. Im Atelier des Malers in Soglio lag auf dem Fußboden zerstreut eine Menge Kohlenzeichnungen. Ich schenkte diesen Zeichnungen weiter keine Beachtung, da ich damals noch nicht wußte, was für ein großer Künstler Segantini war. Davon hatte uns auf der Kanttonsschule kein Professor auch nur ein Wort gesagt, wohl aber von den ägyptischen Königen Ramses, dem griechischen Feldherrn Themistokles, dem römischen Aristokraten Sulla und anderen Größen des vorchristlichen Altertums. Nur an eine Skizze erinnere ich mich. Sie stellte zwei nackte Gestalten dar, ein Liebespaar, das sich eng aneinander schmiegte. Herr Pfarrer Roffler führte mich auch zur Bellavista Plotta hinaus, wo man das ganze Bergell von Vicosoprano bis hinunter nach Chiavenna übersieht. Hier ließ Segantini eine kleine Brücke bauen, um das Bondascatal malen zu können. Soglio war sein liebster Aufenthalt in Graubünden, und er sagte: «Soglio è la soglia del Paradiso» (Soglio ist die Schwelle zum Paradies).

Wenn ich abends in meinem Zimmer zu Bette ging, dachte ich gerne noch vor dem Einschlafen vergangenen Zeiten nach. Vor meinem Geiste tauchten dann die Offiziere der Familien derer von Salis-Soglio auf mit ihren bunten Uniformen aus fremden Diensten, die vornehmen Damen, die in einst sorgsam gepflegten, nun aber ganz verwilderten Gärten hinter den Palazzi spazierten. Ich sah Joh. Ulrich von Salis, den General der Sonderbundsarmee, der nach der Niederlage der Katholiken in seinem Stammschloß eine Zuflucht suchte. Nichts erinnerte mich mehr an kriegerische Zeiten. In den weiten Gängen der Casa Antonio hingen keine Gewehre, Säbel und Uniformen. An den Wänden lehnten friedliche Bauerngeräte, Gabeln, Rechen und Sensen.

In der Casa media oder Casa Max wohnte

Tierarzt und Großrat Gaudenz Giovanoli, ein gelehrter Mann, von dem ich vieles über die Geschichte des Bergells und der Salis erfuhr. In seinem Hause befand sich ein großer Saal, den die Jugend als Tanzsaal benutzte. Die Wände waren bedeckt mit großen Bildern. Auf einem sah man Susanna im Bade, umgeben von den lüsternen Juden, auf einem anderen die Königstochter Andromeda, an eine Klippe geschmiedet. Dieses Bild machte auf mich einen besonders tiefen Eindruck.

Die Familie Salis besitzt heute nur noch den westlichen der drei Paläste, die Casa vecchia oder Battista. Im Jahre 1899 befand sich darin eine Hotel-Pension, die von einer Witfrau Willi geführt wurde. Mit ihrem Sohn Anton war ich gut befreundet. Er wurde später Lehrer in St. Moritz.

Der junge Geistliche Heinrich Roffler von Chur hatte an der Waldenserschule in Florenz studiert und war seit 1897 Pfarrer in Soglio. Bei ihm hatte ich täglich eine Stunde Italienisch. Den Haushalt führte ihm seine Schwester Elisa, und die jüngere Schwester Anna weilte bei ihm in den Ferien. Ich kannte sie von Jugend auf; denn sie weilte im Sommer und Herbst viel bei ihrer Base, Frau Anna Meng, in Plankis. Als Stadtkind meinte sie, uns Buben vom Lande ärgern zu können. Dafür bewarfen wir sie mit faulen Äpfeln, bis sie heulend zur Base Anni lief und uns böse Buben verklagte. Nun war sie ein ganz manierliches schönes Fräulein geworden. Bei Tische mußte ich leider immer deutsch reden, da die zwei Schwestern noch zu wenig Italienisch konnten. Die Dorfbewohner, fast alles Bauern, verstanden, mit wenig Ausnahmen, kein Deutsch, und ich war daher genötigt, mit ihnen italienisch zu reden, was mir sehr zustatten kam. Herr Pfarrer Roffler war in Soglio als leutseliger Mann sehr beliebt. Niemand nahm es ihm übel, wenn er am Sonntagnachmittag mit Einheimischen oder Fremden in der Pension Willi bei einem Glas Wein saß und dazu einen Jaß klopfte. Das kam bei unseren Bündner Prädikanten oft vor. Ich habe selber noch an der Synode gesehen, wie sie abends nach den Sitzungen beim Kartenspiel saßen. Andere waren auch leidenschaftliche

Jäger, die ihre Beute: Hasen, Rehe und Gemsen, stolz in ihr Pfarrdorf heimtrugen.

Am 17. August bestieg ich zusammen mit Herrn Pfarrer Roffler, seiner Schwester Anna und Freund Antonio Willi den Pizzo Galleione (3109 m). Am Morgen um 4 Uhr brachen wir auf. Oberhalb der Alp Daiva trafen wir italienische Schmuggler, junge, starke Männer. Jeder trug eine Last von etwa 30 Kilo Tabak und Zucker, die sie in den beiden großen Geschäften der Herren Meng und Schuhmacher in Castasegna eingekauft hatten. Die Schmuggler waren ihre besten Kunden. Die Italiener mußten ihre schweren Lasten fast bis auf 3000 m hinauf schleppen, um den Zöllnern (doganieri) auszuweichen. Erst in dieser Höhe durften sie es wagen, die Grenze zu überschreiten und nach Chiavenna hinunterzusteigen. Aber auch hier waren sie noch nicht sicher, von den Zollwächtern entdeckt und angeschossen zu werden. Dann mußten sie ihre Säcke irgendwo zwischen Steinen verstecken und die Flucht ergreifen, wie sie uns erzählten. Der gefahrvolle Schmuggel war für sie zur Leidenschaft geworden. Auch verdienten sie damit, wenn sie Glück hatten, viel Geld. Auf dem Passo Prasignola machten wir eine kurze Rast, und über steile Geröllhalden gelangten wir um 10 Uhr auf den Gipfel. Leider wurde die Aussicht durch schwere Nebel verdeckt. Wir entschlossen uns daher rasch zum Abstieg und trafen um 5 Uhr müde wieder in Soglio ein.

Am 2. September besuchte ich meinen Freund Andrea Garbald in Castasegna, den ich von der Kantonsschule her kannte. Er stellte mir auch seine Eltern vor, den Grenzkommis­sar Agostino Garbald und die Mutter Johanna Garbald geb. Gredig, eine kleine freundliche Frau mit scharfgeschnittenen Gesichtszügen. Sie ist bekannt geworden unter dem Schriftstellernamen Andrea Silvia. Ihre Werke wurden viel gelesen. Sie besaß eine sehr große Bibliothek, die einen Wert von etwa 20 000 Franken gehabt haben soll. Der Sohn August war mit mir Zofinger in Chur, gab sein Studium jedoch auf, wurde Gärtner und wanderte nach Brasilien aus, wo er im November 1932 in Sao Paolo starb.

Andrea und ich verabredeten uns, am 8. September durch das Bondascatal über den Cacciabellapaß (2878 m) und Albignagletscher nach Vicosoprano zu gehen. Wir waren gut ausgerüstet, mit Pickel, und wohlversehen mit Proviant. Allein in der Alp Naravedro überfiel uns am Abend ein fürchterliches Gewitter und zwang uns vorzeitig, in einer Steinhütte Zuflucht zu nehmen. Wir versuchten dort, ein Feuer anzuzünden. Aber das nasse Holz entwickelte einen solchen beißenden und erstickenden Rauch, daß wir es in der Hütte nicht aushalten konnten. Wir mußten uns draußen zwischen hohen Felsblöcken niederkauern und schutzlos gründlich verregnen lassen. Das Gewitter tobte und krachte unheimlich, und es schien, als würde der nahe Bondascagletscher jeden Augenblick über uns hereinbrechen. Aber es war nur das Rollen des Donners und das Leuchten der blendenden Blitze, die uns erschreckten. Erst nach Mitternacht konnten wir die elende Hütte wieder betreten. Wir legten uns auf die harten Steinbänke nieder, brauchten unsere Rucksäcke als Kopfkissen und versuchten zu schlafen. Am Morgen war das Wetter immer noch sehr ungewiß, und wir hielten es daher für ratsamer, wieder nach Castasegna und Soglio zurückzukehren. Die böse Wetternacht in der Val Bondasca habe ich nie mehr vergessen.

An einer Versammlung im Grotto (Weinkeller auf italienischem Boden) bei Castasegna beschlossen sechs Kantonsschüler aus dem unteren Bergell, über den Septimer und die Lenzerheide nach Chur zu gehen. Allein als wir am Morgen früh unsere Reise antreten wollten, lag tiefer Schnee auf den Bergen bis ins Tal hinunter. Wir benutzten also die Post über Maloja und Julier und kamen am 12. September in Chur an. Damit waren meine schönen Bergeller Tage zu Ende.

Am 14. September begann mein letztes Schuljahr an der Kantonsschule. Am 28. September wurde ich in der allgemeinen Stunde von den Schülern mit großem Mehr, ganz gegen meinen Willen, zum Oberaufseher gewählt. Ich mußte nun jeden Sonntag eine halbe Stunde vor dem Gottesdienst Appell halten. Die Schü-

ler stellten sich im Hofe des Nikolaischulhauses nach Klassen auf. Ich las die Namen aller Schüler nach einem Verzeichnis des Rektors ab, und jeder anwesende Schüler sollte «Hier!» rufen. Wer nicht anwesend war, wurde aufgeschrieben und dem Rektor gemeldet. Denn der Besuch der Kirche war obligatorisch. Nun kam es oft vor, daß einer für einen Abwesenden «Hier!» rief, was ich dann freilich erst nachher erfuhr. Ich habe den Schwindler nie angezeigt; denn die ganze Einrichtung war mir als eine unwürdige Sache zuwider. Während man nun geordnet über den Kornplatz zur Kirche zog, verschwand am Ende des Platzes bald dieser, bald jener in einer Seitengasse und «ward nicht mehr gesehn». Auch das war nicht zu verhindern, da ich dem Zuge voranging. Unsere Plätze in der Kirche waren die Bänke auf der großen Empore gegenüber der Kanzel. Auch hier sollte ich während des Gottesdienstes die Aufsicht halten und für Ruhe sorgen. Zu meinen Pflichten gehörte die Verwaltung der Schulreisekasse. Das Amt des Oberaufsehers wurde um 1910 abgeschafft. Niemand hat ihm nachgetrauert.

Im Oktober 1899 brach in Südafrika der Burenkrieg aus, der uns während drei Jahren in starker Spannung hielt. Wir Kantonsschüler nahmen leidenschaftlich und ohne Ausnahme für die freien Burenstaaten Oranja und Transvaal Stellung. Präsident Paul Krüger und die

Burengeneräle Christian Dewat und Piet Cronje waren unsere Helden. Damals haben die Engländer die Konzentrationslager für Frauen und Kinder erfunden. In Graubünden wie auch in der übrigen Schweiz wurden die alten Spinnräder gesammelt und in diese Lager geschickt, um die Leute zu beschäftigen. Pfarrer Leonhard Ragaz organisierte eine Geldsammlung in der ganzen protestantischen Schweiz, die über eine Million Franken eintrug (vgl. L. Ragaz, *Mein Weg I*, S. 182 f.). Die Geschichte verläuft oft anders, als wir Menschen meinen oder wünschen. Während wir die Niederlage der Buren tief beklagten und mit der göttlichen Gerechtigkeit nicht vereinbaren konnten, zeigte es sich im Fortgang der Geschichte, daß die Eingliederung der Burenstaaten in das britische Reich ein Glück war.

Am Altjahrabend 1899 saß ich noch lange allein in der Stube, nachdem alle anderen zu Bette gegangen waren. Um Mitternacht hörte ich die Glocken von Felsberg läuten, die mich zu einem stillen Gebet einluden. Tief empfand ich die Bedeutung der Stunde, da ein altes Jahrhundert zu Ende ging und ein neues anfang. Ich suchte die Ruhe auf und sah getrost der neuen Zeit entgegen. Ich sagte für mich noch in Gedanken die Strophen des Liedes von Georg Neumark auf: «Wer nur den lieben Gott läßt walten». Mit der letzten Strophe schief ich ein.



Gian Casty: Weihnachtsscheibe, 94 x 92 cm